



John Adams Whittier  
by H. M. Johnson

15-E-18

# Peter Ritter von Chlumecký

⊕ ⊕ ⊕

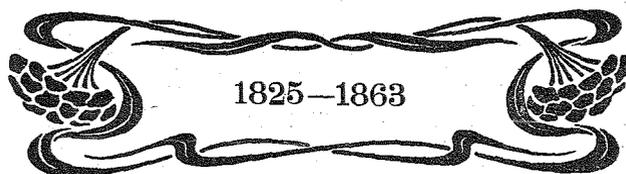
Von

Emil Soffé.



Brünn 1903.

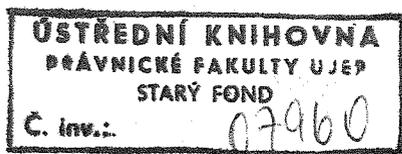
Druck und Verlag von Rudolf M. Rohrer.



1825—1863

Die nachfolgende kleine Monographie entstand aus dem Wunsche, das Wirken des trefflichen Historikers Peter Ritter von Chlumecký, das bisher fast nur den engeren Fachgenossen bekannt war und von diesen gewürdigt wurde, auch weiteren Kreisen zu erschließen. Chlumeckýs Werke verdienen eine viel größere Popularität, als ihnen zu teil geworden ist. Sein früher Tod setzte seinem Schaffen allzu bald eine Grenze, aber was er hinterließ, ist bedeutend und wurde für die Darstellung der mährischen Geschichte bahnbrechend; er eröffnete der heimischen Forschung ein Arbeitsfeld, das heute von vielen tüchtigen Gelehrten ausgebeutet wird.

Mähren hat dem edlen Manne eine Dankesschuld abzustatten. Er hat durch sein Beispiel ungemein viel dazu beigetragen, daß die Geschichte des Landes kritisch behandelt wurde; d'Elvert, Dudík und andere haben weiter geschaffen und haben das Ziel, das er in ahnendem Geiste gesehen hatte, erreicht oder sind ihm doch nahe gekommen. Wenn diese glücklicher waren als er,



ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA

PRÁVNICKÉ FAKULTY UJEP

STARÝ FOND

C. inv.:

07960

so sei doch nicht seiner Verdienste vergessen; er opferte begeistert sein Leben der Wissenschaft und blieb seinen Idealen bis zum letzten Atemzuge treu.

Heute vor vierzig Jahren schloß Peter von Chlumecký seine Augen zum ewigen Schlummer. Dieser Erinnerungstag mahnt uns wieder an den edlen Mann. Möge diese kleine Skizze dazu beitragen, das Interesse für seine historischen Arbeiten neu zu erwecken und zu beleben.

Brünn, am 29. März 1903.



**A**m 8. November 1620 wurde die kurze, aber blutige Schlacht am Weißen Berge geschlagen. In diesem heißen Treffen fiel unter den Anhängern Friedrichs V. auch der Ritter von Chlumetz, der im Nordosten Böhmens ziemlich begütert war und bei seinen Standesgenossen wegen seiner Tapferkeit und Stärke großes Ansehen genoß. Als entschiedener Parteigänger des Winterkönigs hatte er diesem ein stattliches Fähnlein erprobter Krieger zugeführt. Als dann das Strafgericht in voller Strenge über die Teilnehmer an dem Aufruhr hereinbrach, wurden auch seine Güter konfisziert; seine Söhne verloren den Adel und waren gezwungen außer Landes zu fliehen oder sich wenigstens so lange zu verbergen, bis der erste Sturm des kaiserlichen Zornes vorüber war. Die Erinnerung an den letzten Ritter von Chlumetz blieb jedoch in der Familie wach und von Sohn zu Sohn erbte sich die Tradition von dem ehemaligen Glanze des Hauses weiter und zog die Urenkel des Ritters immer wieder nach dem Orte der einstigen Größe. So finden wir im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einen Abkömmling des ehemaligen Schloßherrn, Josef Chlumecký, als Wirtschaftsrat in Chlumetz. Es ist erklärlich, daß

ihn die Geschichte des alten Adelsgeschlechtes interessierte; er durchforschte das Schloßarchiv und entdeckte wichtige Dokumente, aus denen unleugbar der Zusammenhang seiner Familie mit jener der Ritter von Chlumetz bewiesen werden konnte. Diese Urkunden hatte noch sein im Jahre 1777 geborener Sohn Anton gesehen; leider wurden sie samt dem ganzen Archiv im Jahre 1785 ein Raub der Flammen.

Anton Chlumecký schlug die Beamtenlaufbahn ein, kam zum Gubernium in Triest, 1814 nach Zara, wo er sich als Gubernialrat um die Organisation der politischen Verwaltung Dalmatiens bedeutende Verdienste erwarb, infolge derer er im Jahre 1827 in den Adelsstand und 1840 in den erblichen Ritterstand erhoben wurde. Es war wohl die Erinnerung an die alten Überlieferungen der Familie, die ihn bewog, in sein Wappen den aus den Flammen aufsteigenden Phönix aufzunehmen und so symbolisch den neuen, selbst erworbenen Adel mit dem alten, erloschenen zu verknüpfen.

Wenn Anton von Chlumecký in der Familie von seiner Jugend sprach, von seinem Aufenthalte in dem alten, mit festen Mauern und starken Warttürmen befestigten Schlosse zu Chlumetz erzählte, von dem Geschlechte, das einst dort gehaust hatte, dann fand er an niemandem einen aufmerksameren Zuhörer als an seinem Söhnchen, dem kleinen Pietro, dessen kindliches Gemüt sich so gern an den Schilderungen einer fernen Zeit ergötzte und der andächtig lauschte, wenn ihm der Vater vom Grafen Tilly, vom Pfälzer und dessen prächtigen Hof zu Prag, vom Herzog von Fried-

land, von den Kämpfen auf Böhmens Boden erzählte. Die lebhafte Einbildungskraft des Knaben malte sich das alles in hellen Farben aus und in seinen kindlichen Soldatenspielen mit Altersgenossen legte er sich stets die Rolle dieses oder jenes Helden des Dreißigjährigen Krieges bei, war bald Pappenheim, bald Tilly, dann wieder Waldstein oder Kaiser Ferdinand II. Im ganzen war er jedoch ein stilles Kind, suchte auch infolge seiner schwankenden Gesundheit wenig die lärmende Gesellschaft von Gespielen, war in sich gekehrt und lebte in einer erträumten Idealwelt.

Die Eindrücke der Jugendzeit gehen am tiefsten, sie sind bleibend, sie verwurzeln am stärksten. Die Erzählungen des Vaters, die die Freude des Knaben waren, lenkten später den Jüngling und den Mann auf ein bestimmtes Feld der Geschichte und erklären zum Teile die Vorliebe des Historikers für eine Zeit, da sich in Böhmen der lange Kampf zwischen dem ständischen und dem modernen, bureaukratischen Staate abspielte.

Der kleine Pietro, der am 30. März 1825 zu Triest geboren wurde, zeigte schon in zarter Kindheit Spuren von großer Begabung und einem eisernen Fleiße. Keine Aufgabe war ihm zu umfangreich, keine zu schwer; wo andere vor dem schwierigen Pensum zurückschreckten, fühlte er sich durch das Hindernis erst recht angespornt, alle seine Kräfte zu versuchen. Er hat daneben vielen schwächer veranlagten und wohl auch weniger fleißigen Mitschülern ausgeholfen und die lateinischen Präparationen des immer pflichttreuen Gymnasiasten boten den ersehnten Rettungsanker für

so manchen Bruder Liederlich, der sonst vor dem gestrengen Lehrer schlecht bestanden hätte. Die Gutherzigkeit, das Bestreben, überall zu helfen, wo er konnte, war ein hervorstechender Charakterzug bei dem Kinde, wir finden ihn auch bei dem Manne, und als er im politischen Getriebe stand und die verschiedenen Parteien mit ihren untereinander so divergierenden Wünschen an ihn herantraten, mußte er oft diese Gutmütigkeit gewaltsam unterdrücken.

Doch bleiben wir vorerst bei dem Kinde! Der Junge war trotz allen Fleißes und bescheidenen Wesens kein sogenannter Musterknabe. Im Gegenteil: ein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl rührte sich bei ihm sofort, wenn er ein Unrecht begehen sah; dann konnte er leidenschaftlich werden, sein Auge blitzte, die Kinderfaust ballte sich, bereit, auf den Gegner loszuschlagen.

Der kleine Peter zeigte frühzeitig großes Sprachentalent, das von seiner Mutter, die einer wohlhabenden Triester Familie (Cozzi) entstammte, gepflegt und gefördert wurde. Der Vater kam als Hofrat nach Zara, später nach Görz und endlich 1837 nach Brünn, wo Peter seine in Görz begonnenen Gymnasialstudien fortsetzte und auch die damals sogenannte philosophische Lehranstalt besuchte. Es verriet schon der Weg, den er nachher eingeschlagen hat, daß der junge Lateiner die Lektüre der Historiker lieber als die der Poeten betrieb. Bezeichnend für ihn ist das Urteil, das er sich über einzelne Autoren bildete; er nannte Cicero einen Schwätzer, der stets bestrebt sei, seinen Wert in alle Welt hinauszuposaunen, Livius einen verworrenen Kopf, der jedes Weibergeschwätz glaube und

jede Überlieferung kritiklos hinnehme; Sallust zog ihn wegen der entschiedenen Form der Darstellung an, aber in Tacitus verehrte er den Meister, der Inhalt und Darstellung harmonisch vereine.

Im Jahre 1842 begann er an der Olmützer Universität die juridischen Studien, die er im Jahre 1845 an der Wiener Hochschule beendete. Durch alle die Jahre seiner Studien hatte ihn die Liebe zur Geschichtswissenschaft treu begleitet und ein besonderes Interesse widmete er den rechtshistorischen Vorlesungen. Ein Werk dieser Art, das ihn vor allem anzog, waren Roeßlers „Deutsche Rechtsdenkmäler in Böhmen und Mähren,“ das 1845 in Prag erschien; der Verfasser versprach in der Vorrede, später seine Arbeit durch eine Sammlung deutscher Dorfweistümer in Mähren zu vervollständigen und abzuschließen. Chlumecký fühlte sich durch dieses Buch zu eigener Forschung angeregt; noch mehr wurde dies der Fall, als er bald darauf Jakob Grimms „Weistümer“ kennen lernte. Der junge, kaum zwanzigjährige Mann glaubte damals allen Ernstes in kurzer Zeit eine stattliche Anzahl wertvoller Proben alter Rechtsgebräuche aus Mähren beisammen zu haben, die eine Ergänzung zu Roeßlers und Grimms Werken abgeben sollten, aber bald mußte er erkennen, daß zu einem solchen Vorhaben mehr gehöre als Lust und ehrlicher Wille. Während er nun vorderhand den Gedanken an eine Sammlung mährischer Rechtsaltertümer aufgeben mußte, richtete sich sein Interesse auf die religiösen und politischen Kämpfe Böhmens und Mährens im 16. und 17. Jahrhundert. Es war eben der aus der Kindheit herrührende, durch des Vaters

Erzählungen empfangene Keim, der sich zu entwickeln begann und dem jungen Musensohne jene ereignisvolle Zeit in einem so bezaubernden, reizvollen Lichte erscheinen ließ, daß er aus ihr später einmal den Stoff zu einem großen historischen Werke zu nehmen gedachte.

Seiner Vorliebe für die Geschichte schien jedoch ein Gegner zu erstehen, der diese wenigstens für eine Zeit in den Hintergrund drängte: dies war sein ausgesprochenes Talent für Zeichnen und Malen; es existieren Ölgemälde von seiner Hand, die von ungewöhnlicher Begabung Zeugnis ablegen. Erfahrene Kenner sowie auch Künstler von Ruf rieten ihm, sich ganz der Kunst zu widmen und sein Talent durch einen längeren Aufenthalt in Italien zur vollen Entfaltung zu bringen. Tatsächlich schwankte er einige Zeit, welchen Weg er wählen sollte; die günstigen Vermögensverhältnisse des Vaters, der inzwischen die Güter Rzikowitz und Aujezd gekauft hatte, erlaubten ihm ja, sich seinen künstlerischen Neigungen ganz hinzugeben. Bald erkannte er jedoch, daß seine Hinneigung zur Kunst mehr dem Anteile entspringe, den jeder künstlerisch entwickelte Mensch an dem Schönen nehme, als aus wirklich eigener produktiver Kraft, und die alte Liebe zum Geschichtsstudium und zur Geschichtsschreibung siegte.

Unter den verschiedenen Bildungselementen, die für die Entwicklung des Jünglings von Einfluß waren, sind seine Reisen von besonderer Wichtigkeit gewesen. Er unternahm dieselben während seiner Universitätszeit in den Sommerferien; nach Abschluß seiner Studien

ging er jedoch auf eine große Reise. So war er auf seinen Wanderungen nach Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Italien, der Türkei, nach Griechenland, Kleinasien und Ägypten gekommen. Überall heimste er Wissen und Erfahrung ein; ihn zogen nicht allein die Schätze der Bibliotheken, die Museen, Bau- und Kunstwerke an, er hatte auch ein offenes Auge für das charakteristische Leben der einzelnen Nationen und lernte daraus mehr als aus Büchern.

Von diesen Fahrten brachte er auch eine kleine Sammlung orientalischer Trachten und Waffen mit nach Hause, eine hochinteressante und für damalige Zeit seltene Ausbeute. Einer seiner Freunde fertigte ein Aquarell an, das Chlumecký als Orientalen zeigte; dieser saß in reicher türkischer Kleidung mit gekreuzten Beinen auf einem Polster, eine Odaliske reichte ihm einen Becher Sorbet, während eine zweite ihm anstatt des obligaten Tschibuks eine offene Schnupftabakdose bot. Dies war eine scherzhafte Anspielung darauf, daß Chlumecký sich schon als Gymnasiast das Schnupfen leidenschaftlich angewöhnt hatte.

Auf seinen Reisen wurde er auch mit vielen trefflichen Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern bekannt, die ihn in der Folge fördern sollten. Zu den Männern, mit denen er so zusammenkam und denen er zeitweilig die größte Verehrung zollte, rechnete er vor allem Jakob Grimm, von dem er neben Professor Roessler Anregung zur Sammlung von Weistümern empfing. Die Brüder Grimm hatten den unbekannteren, jungen Fremdling freundlich aufgenommen; er erzählte in frischer Begeisterung von seinen literarischen Ab-

sichten, entwickelte seine Pläne und fand Aufmunterung. Jakob Grimm zeichnete ihm auch die Weise vor, wie er Geschichtsquellen nach kulturhistorischer Seite hin benützen solle, Wilhelm Grimm seinerseits wünschte, Chlumecký möge auch den Lokalsagen und Märchen in Mähren sein Augenmerk schenken. Beim Abschiede forderten sie den jungen Mann auf, bald einen Bericht über seine Forschungen einzusenden und wünschten ihm guten Erfolg. Aber erst ungefähr zehn Jahre später war Chlumecký imstande, die Ergebnisse seiner Studien zu publizieren und an die Brüder Grimm zu senden.

Ein nicht weniger wichtiger Gewinn erwuchs ihm aus der eingehenden Beschäftigung mit den Schriften Thomas Babington Macaulays, besonders mit den literarischen und politischen Essays dieses bedeutenden englischen Historikers, von denen er die Abhandlungen über Lord Clive, Warren Hastings und Lord Chatam überaus schätzte. Das Kulturgeschichtliche als Hauptsache in den Mittelpunkt zu stellen, aus dem alle Erscheinungen und Geschehnisse der Zeit zu erklären sind, war niemandem besser gelungen als Macaulay. Er hatte aber auch gezeigt, welchen Wert der Stil dem Geschichtsschreiber verleiht. Das Vorbild ist nicht ohne Einwirkung auf die Darstellungsweise des mährischen Historikers geblieben; dieser schulte an dem großen Meister seine Auffassung der Geschichte und seinen Stil. Chlumecký war einer der ersten deutschen Geschichtsschreiber, die diesen Weg einschlugen und die historischen Tatsachen bloß als einzelne mehr oder weniger hervorstechende Momente auffaßten, weit wich-

tiger erschien ihm der Umstand, wie sich das Kulturleben einer bestimmten Zeit äußerte und entwickelte. Man ersieht dies aus der Kommentierung der „Chronik des Rats Herrn Ludwig“ und besonders aus seinem Hauptwerke „Karl Zierotin und seine Zeit“.

Vorerst jedoch kam der Geschichtsschreiber noch nicht zum Worte.

Chlumecký wählte Brünn zu seinem ständigen Aufenthalte; hier wirkte er vom August 1846 bis zu seinem Tode als Beamter, zuerst beim Kreisgerichte und später bei der Statthalterei. Allein auch nach einer anderen Seite hin wurde schon frühzeitig seine Tätigkeit geleitet; am 3. April 1848 wurde er in die ständische Versammlung aufgenommen und gewann trotz seiner Jugend infolge seines Wissens, seiner richtigen Auffassung der Verhältnisse und seiner Redegewandtheit bald einen so großen Einfluß auf die Landtagsmitglieder, daß er zum Landesausschußbeisitzer gewählt wurde. So sah Chlumecký schon in jungen Jahren ein weites Feld der Arbeit vor sich eröffnet.

Das Gebiet der Tagespolitik, das er betreten hatte, befriedigte ihn jedoch nur zum Teile; er hatte sich zwar wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und Unparteilichkeit, wegen seiner unverdrossenen Arbeitslust die Achtung jedes Billigdenkenden erworben, namentlich die Landbevölkerung hatte Ursache, in ihm einen ehrlichen und warmherzigen Beschützer zu sehen, allein ihn schüchterte der Tageslärm ein, für den rauhen Kampf, den die politische Tätigkeit nun einmal, selbst auf eng gezogenem Gebiete, nicht vermeiden kann,

war er zu weich angelegt, brachte er zu wenig Widerstandskraft mit. Trotz aller Begabung war er nicht der Mann der politischen Tat; er sehnte sich mehr nach der stillen Arbeit der Gelehrtenstube.

Zum Glück fand er Männer, die seine Liebe zur Landesgeschichte teilten. Wenn sich solche Freunde der vaterländischen Geschichte zu geeinigter Arbeit zusammentun, muß etwas Gutes zu stande kommen. Auf Chlumeckýs Anregung hin trat ein Verein ins Leben: die historisch-statistische Sektion der Ackerbaugesellschaft;<sup>1)</sup> er sollte die Bestrebungen seiner Mitglieder unterstützen und ihre Tätigkeit gleichsam in einem Punkte konzentrieren.

Peter Chlumecký war freudig und voll großer Erwartungen an die Gründung gegangen und hatte nach Art der Jugend unbegrenzte Hoffnungen gehegt, bald indessen mußte er den wunden Punkt in der mährischen Geschichtsforschung erkennen. Es war wohl in den amtlichen wie in den privaten Archiven viel, noch unbekanntes oder bisher unbenutztes Material vorhanden, allein diese Archive waren ganz verwahrlost. Zum Teil war das Material durch Nässe oder sonst welche äußerliche Einwirkung beinahe unbrauchbar gemacht worden, zum Teil verschloß die Indolenz der Besitzer dem Forscher den Gebrauch der Dokumente. Was hier gebessert werden konnte, geschah. Der interessante Nachlaß des 1847 verstorbenen Archivars Boczek, der die

<sup>1)</sup> Heute führt diese Sektion den Namen: Deutscher Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens.

mährischen Archive bereist und ihre Akten kopiert hatte, wurde für das Land angekauft; die ungeordnet durcheinander geworfenen wertvollen Schätze des Archivs der Statthalterei, die durch Vernachlässigung teilweise auch gelitten hatten, wurden nun ans Tageslicht gefördert. Es ergab sich von selbst, daß man jenen Mann zum Archividirektor ernannte, durch dessen tatkräftiges Eingreifen diese für die Landesgeschichte sehr wichtigen Quellen vor der Zerstörung bewahrt blieben.

Nun war Chlumecký im richtigen Fahrwasser; er reiste durch ganz Mähren und forschte in den Privatarchiven, er prüfte genau die Abschriften Boczeks und des Archivars Chytil, verbesserte wiederholt mangelhafte Kopien, er weckte das Interesse für Geschichtsforschung, für Landesgeschichte und drang mit seinen Bestrebungen mit der Zeit sogar in Kreise, die sonst der Wissenschaft fern stehen. Allerdings war dies anfangs ein recht saures Stück Arbeit. Er hatte sich an die Bürgermeister und Ortsvorstände der mährischen Städte und Dörfer gewendet und sie aufgefordert, in den Archiven und Registraturen nach alten Urkunden zu forschen und diese zur Prüfung einzusenden; er schrieb an die Innungen und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf alte Dokumente, die sich vielleicht in ihren Laden vorfänden. Der Erfolg war zunächst recht ungünstig; aus den Städten langte wohl einiges Material ein, die Dörfer jedoch verhielten sich ganz ablehnend. Unter Chlumeckýs nachgelassenen Briefschaften finden sich viele Antwortschreiben einzelner Ortsvorstände; beinahe stereotyp kehrt die Wendung wieder, es sei

an alten Schriften nichts vorhanden oder es seien wohl noch vor 30 Jahren Dokumente da gewesen, aber man wisse nicht, was aus denselben geworden sei. Es war das Neue und Ungewohnte und auch, und nicht zum geringsten Teile das alte Mißtrauen des Landbewohners gegen den Städter, was aus den Antworten herausklang. Viele wußten nicht recht, was Chlumecký eigentlich wolle; manche hatten guten Willen und sandten ihre vermeintlichen Schätze ein, aber diese erwiesen sich gewöhnlich als wertlos. Auch auf seinen Reisen erfuhr Chlumecký dergleichen Enttäuschungen; nur hie und da glückte es ihm, irgend eine wertvolle Urkunde zu entdecken. So machte er in Triesch durch Zufall einen kleinen Fund. Er stieß im Vorzimmer der Ratsstube auf eine alte Kiste, die allerhand Papiere, Rechnungsbücher u. dergl. enthielt; auf dem Boden derselben lagen ein paar alte, interessante Dokumente.

Es galt also erst weitere Kreise für seine Zwecke zu erziehen und Chlumecký ließ es an Belehrung nicht fehlen. Und die Mühe wurde schließlich belohnt. Nach und nach regte sich doch auch in den breiten Massen der Bevölkerung das Interesse für die ältere Geschichte des Heimatlandes. In welcher altväterischer Form sich dasselbe übrigens manchmal äußerte, sei durch den Brief des Gemeindevorstandes Wenzel Rauscher aus Wsetin illustriert. Der wackere Mann schreibt in etwas krausem Stile am 16. November 1856 an Chlumecký:

„Nun beeile ich mich Euer Hochwohlgeboren in Betreff meiner Eruirungen den weiteren Bericht zu erstatten.

Bei meinen Nachforschungen wurde ich durch den hiesigen Herrn Dechant auf ein Buch, sogenannt von Dr. Hon, welches ein verderbliches Buch für die Katholiken ist und die katholischen Gebräuche und Zeremonien verspottet, aufmerksam gemacht.

Ich spornte daher meine Aufmerksamkeit auf dieses Buch und erklärte den Leuten, daß dieses Buch für das Landesarchiv zur Gründung der mährischen Geschichte, insbesondere in Beziehung des damaligen religiösen Charakters, wünschenswert wäre. Nach geräumiger Zeit gelangte es mir, dieses Buch bei einem Wsetiner Passeker Josef Golda, helvetischer Konfession, zu ermitteln. Ich bestellte diesen Josef Golda zu mir, machte denselben durch meine besonderen Aufklärungen und Belehrungen aufmerksam, bürgte demselben sogar mit meinem Leben und Vermögen, daß dieses Buch zu keinem anderen als nur zu jenem Zwecke gesucht wird. — Allein, soviel ich an ihm bemerkte, befürchtete derselbe die Verantwortung über die Aufbewahrung dieses verderblichen Buches — weil derlei Bücher, wo von solchen früherer als auch jetziger Zeit das Pfarramt zur Kenntnis kam, durch Hausrevision selbes konfisziert und die Partei selbst noch gerichtlich bestraft war — lehnte mir, dieses Buch nicht im Hause zu haben, die Übergebung ab.

Es dauerte einige Zeit, wo ich mit ihm nichts ausrichten konnte, bis endlich derselbe letzthin mit einer ihm von mir angeordneten Gemeindsache in Verlegenheit stand, zu mir kam, und ich benützte dabei die Gelegenheit, dieses Buch von ihm wieder zu verlangen. Endlich zeigte sich derselbe willig und brachte

mir den anderen Tag dieses fragliche Buch, und um solches aus den Augen der Bevölkerung der hier gemischten Konfessionen wegzubringen und gänzlich aus der hierortigen Gebirgsgegend zu vertilgen, bezahlte ich demselben dasselbe über sein Verlangen im gemeinschaftlichen Einverständnis mit dem Herrn Dechant.

Dieses Buch ist im Jahre 1627 gedruckt und ist mit einem Worte sozusagen „ein infames Buch“, woraus zu urteilen ist, wie die Menschheit wenig Achtung und gar wenig Bildung in der Religion damaliger Zeit hatte.

Es wird demnach dieses Buch dem Landesarchiv gratis übersendet, welches dem hohen mährischen Landesausschusse zu keinem anderen Zwecke als nur „zur Beurteilung des Zeitgeistes der damaligen verirrten und verdorbenen Welt in Beziehung des sittlichen Charakters in der Religion dienen könne.“

Das Archiv erhielt somit durch Chlumeckýs Bemühungen tatsächlich interessante, zum Teil auch wertvolle Druckwerke zum Geschenk, Archivkorrespondenten waren im ganzen Lande tätig; auf Chlumeckýs Betreiben wurde Dr. Beda Dudík zum mährischen Historiographen bestellt. So stand zu hoffen, daß man auf dem Gebiete der mährischen Geschichtsschreibung Ersprießliches leisten werde.

Solche Vorsorge für Erhaltung historisch wichtigen Quellenmaterials entsprang natürlich nicht bloß dem Anteile des Geschichtsfreundes, sondern sicherlich auch

dem Wunsche und dem Eifer, die gewonnenen Resultate schriftstellerisch zu verarbeiten.

Wenn man nun die amtliche Tätigkeit Chlumeckýs, seine Wirksamkeit als Landesausschußbeisitzer bedenkt, wodurch die Kraft eines Mannes vollauf in Anspruch genommen wurde, so muß man es staunenswert finden, daß er noch Zeit und Lust für wissenschaftliche Arbeiten erübrigte, die er also nur so nebenbei betreiben konnte; und doch sind diese Arbeiten nicht dilettantische, schülerhafte Versuche, sondern das Ergebnis eines mühevollen Strebens, nicht immer von gleichem Werte, aber immer von dem ehrlichen Bestreben erfüllt, die Wissenschaft zu fördern. Alle können eine scharfe Beurteilung ertragen. Einzelne von kleinerem Umfange ergaben sich zufälligerweise, wie der Bericht über die Aufdeckung tatarischer Gräber bei Brünn oder die sachgemäße Besprechung des vom Grundbuchsdirektor Demuth veröffentlichten Tobitschauer Buches; aber schon die Herausgabe der Regesten der mährischen Archive, die Kommentierung der Chronik des Apothekers und Ratsherrn Ludwig verlangten eingehende Studien und die Vorarbeiten für sein großes, umfangreiches Werk über Karl von Zierotin und seine Zeit erforderten Jahre angestrenzter Tätigkeit. Eine mühevoll Aufgabe war auch die Herausgabe der „Landtafel“, eines gediegenen Werkes, das, wie sich der Rechtshistoriker Roeßler ausdrückt, wegen der prachtvollen Ausstattung und der verständigen und umsichtigen Redaktion den wertvollsten Werken der deutschen Literatur gleichkommt.

Chlumecký hatte sich gleich vom Anfange an ein

bestimmtes Gebiet für seine wissenschaftliche Tätigkeit abgesteckt, dessen Grenzen er nicht überschritt. Er begann mit der Herausgabe der Regesten der Stadtarchive zu Iglau, Trebitsch, Groß-Bitesch und Groß-Meseritsch, des Triescher Marktarchivs und des reichen Schloßarchivs der Fürsten Collalto zu Pirnitz. Er wurde zu dieser Arbeit durch den Umstand bewogen, daß die von Boczek begonnene, nun unter seiner Leitung fortgesetzte Herausgabe des Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae nur langsam vorwärtsschritt. Chlumecký wünschte, bis zur Vollendung des Codex dem Forscher eine Übersicht des Materials und der Orte, wo es verwahrt wurde, zu bieten. Die in den genannten Archiven befindlichen Urkunden sind von verschiedenem Werte; die Zahl der Triescher ist gering, sie sind auch sonst unbedeutend, beginnen erst mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und reichen nur bis 1570. Sehr wertvoll hingegen sind die Iglauer; sie vermitteln uns ein interessantes Kulturbild, aus dem man entnehmen kann, wie sich diese Stadt auf dem festen, sicheren Boden deutscher Gesittung und deutschen Fleißes entwickelte. Die Urkunden reichen von 1234 bis 1621. Auch Trebitsch enthält eine reiche Sammlung von Archivalien; als das merkwürdigste Dokument bezeichnet Chlumecký mit Recht die in Nr. 55 vorkommende Synode der mährischen Brüder, die am 15. August 1596 abgehalten wurde und von der Lehre vom Priestertum, dem Verhältnisse der Brüder zu den Protestanten und den deutschen Priestern, dem Ursprung der Sekte, der Schlüsselgewalt der Kirche, der apostolischen Sukzession, der Brüder-Kirchenver-

fassung, der Priester-Erziehung und dem Priesterberufe handelt.

Die wichtigsten Akten birgt das Schloßarchiv zu Pirnitz; sie reichen bis ins 10. Jahrhundert zurück. Die interessantesten Dokumente liefert jedoch die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, denn die 3000 Briefe an Romboald Grafen Collalto lassen uns einen tiefen Blick in das politische Getriebe der Zeit tun. Dieser Graf, kaiserlicher Feldmarschall, Hofkriegsratspräsident, Ritter des goldenen Vlieses, genöß das ungetrübte Wohlwollen Kaiser Ferdinands II. und war auch ein Vertrauter Waldsteins, der alles tat, sich die Freundschaft eines Mannes zu sichern, der ihn beim Kaiser fördern und gegen die Hofpartei schützen konnte. Das reichhaltige Archiv enthält u. a. auch Briefe der Kaiser Mathias und Ferdinand II., des Erzherzogs Leopold, Waldsteins, des Kardinals Khlesel, Tillys, Octavio Piccolominis, Aldringers, Mansfelds und Arnimbs.<sup>1)</sup>

Diese für das Verständnis der Zeitgeschichte bedeutenden Briefe wurden schon früher zum Teil von

<sup>1)</sup> Aus der großen Zahl der Korrespondenten seien noch genannt: Gustav Adolf, die Kardinäle Aldobrandini, Barberini, Dietrichstein, Mazarini, Maximilian Kurfürst von Bayern, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Braunschweig, Este, Ferrara, Holstein, Münsterberg, Parma, Sachsen, Savoyen, der Landgraf von Hessen, die Fürsten von Anhalt, Eggenberg, Karl v. Liechtenstein, Savelli, der Palatin Esterhazy, der Burggraf von Dohna, die Grafen Khevenhüller, Cavriani, Harrach, Nassau, Solms, Baron von Werdenberg, Gerhard von Questenberg, Buquoy, Cerboni, Chiesa, Colloredo, Torquato Conti, Gallas, Gonzaga, Maradas, Merode, Miniati, Montecuculi, von Ossa, Conte d'Ossuna, Graf Schlick, Strozzi, Teuffenbach und Wratislaw.

Boczek, zum Teil von Chytil innerhalb der Jahre 1843 bis 1846 kopiert; somit fand Chlumecký wertvolle Vorarbeiten. Die Richtigstellung des Textes der deutschen Briefe verursachte ihm daher nach seinen eigenen Worten keine bedeutende Arbeit, dagegen mußten die italienischen Briefe einer höchst mühsamen Revision unterzogen werden, da Boczek der italienischen Sprache nicht kundig war und die Handschriften sehr schwer zu lesen sind. Chlumecký wählte aus der großen Fülle des Materials bloß die Briefe Waldsteins, Kaiser Ferdinands II. und des Grafen Collalto. Die 329 Briefe Waldsteins vom Jahre 1624—1630 zeigen den kaiserlichen Feldherrn auf dem Gipfel der Macht; der sonst so verschlossene Friedländer gibt sich dem Freunde gegenüber ungezwungener als sonst, er lüftet sogar zu Zeiten die starre Maske und seine Gedanken und hochfliegenden Wünsche schlüpfen dann aus dem so streng gehaltenen Gewahrsam. Diese Briefe wurden für die Waldsteinforschung, aber auch für die Geschichte Österreichs eine reichlich fließende Quelle.

Von Kaiser Ferdinand II. finden sich 52 zumeist eigenhändig geschriebene Briefe und Reskripte. Am wichtigsten ist wohl die italienisch abgefaßte, zu Znaim am 23. Juni 1628 gegebene Instruktion, die Collalto für seine Reise nach Bayern empfängt; hier werden die Klagen der Kurfürsten über die Ausschreitungen des kaiserlichen Kriegsvolkes und die Unverschämtheit und ränkevolle Haltung des Friedländers vorgebracht. Der Kaiser mißbilligt die Handlungsweise des Herzogs, hebt aber anderseits die guten Dienste hervor, die dieser geleistet hat, verspricht jedoch, ihm einen Ver-

weis zu geben, auch werde man schärfer auf alle seine Handlungen sehen.

Aus den 26, sämtlich in italienischer Sprache geschriebenen Briefen Collaltos erkennt man die vermittelnde Stellung des Schreibers, der die zwischen Kaiser und Feldherrn wiederholt auftauchenden Gegensätze zu versöhnen trachtet.

Dieses Werk erregte in der gelehrten Welt großes Aufsehen, namentlich die aus dem Pirnitzer Archive produzierten Briefe warfen neue Streiflichter auf Personen und Ereignisse. Die ersten Fachblätter sprachen sich anerkennend über das Buch aus. Der Historiker Johann Friedrich Böhmer äußerte sich über diese Publikation Chlumecký gegenüber folgendermaßen:

„Es ist höchst erfreulich zu sehen, mit welcher Tätigkeit und Tüchtigkeit in Mähren die Bereitlegung und Vervielfältigung der vaterländischen Geschichtsquellen betrieben wird. Ich halte es für einen vortrefflichen Gedanken, die noch vorhandenen Urkunden und geschichtlichen Papiere auch archivsweise zu verzeichnen. Auch wenn einmal alles Wichtigere gedruckt ist, wird es für den Geschichtsforscher doch noch nötig sein, sich die Art seiner Überlieferung und das frühere Archivwesen überhaupt zu vergegenwärtigen. Aber es wird auch gar vieles Beobachtungswerte, namentlich aus späteren Jahrhunderten, nie gedruckt werden können, was man nun auf diese Weise kennen lernt. Diese einzelnen chronologisch geordneten Archive, wie z. B. das von Iglau, geben zugleich das Gerippe für die betreffende Spezialgeschichte und es ist Gelegenheit, einzelnes besonders Merkwürdige aus der späteren

Zeit hervorzuheben. Ich selbst ziehe sofort Frucht aus ihren Mitteilungen für die Ergänzung und Fortführung meiner Registerwerke.“

Die Regesten führten zur näheren Bekanntschaft Chlumeckýs mit Gindely, der damals gerade mit der Abfassung seiner Brudergeschichte im besten Zuge war. Beide Männer wirkten anregend und ergänzend auf einander ein und ihr Verkehr war für die Forschung und Geschichtsschreibung von großem Nutzen. Der Briefwechsel mit Gindely umfaßt ein Stück Gelehrtenleben. Sie besprachen ihre literarischen Entwürfe und wiesen einander noch nicht durchforschte Quellen. Gindely hatte weiter ausgreifende Pläne als Chlumecký, der sich schon wegen seiner schwankenden Gesundheit mit einem enger gezogenen Arbeitsfelde bescheiden mußte, in der Anordnung des Stoffes und in der gerundeten Darstellung jedoch Gindely übertrifft. Chlumecký verdankte später dem jüngeren Freunde eine bedeutende Ergänzung des Quellenmaterials für seinen Zierotin.

Von nicht geringerem Werte als die Publikation der Regesten war die Herausgabe und Kommentierung einiger Dorfweistümer aus Mähren. Roeßlers „Deutsche Rechtsdenkmäler“ hatten den Zwanzigjährigen den ersten Anstoß zu dieser Art Forschung gegeben. Dann war er durch Jakob Grimms Schriften und durch den Gelehrten persönlich auf den hohen Wert hingewiesen worden, der den Weistümern als Quellen der Rechts- und Kulturgeschichte einzuräumen sei. Durch die monumentalen Werke des Altmeisters, durch dessen „Deutsche Rechtsaltertümer“ und „Weistümer“ ange-

regt und von dem Wunsche beseelt, die Geschichte Mährens nach allen Seiten hin auszubauen, wandte Chlumecký nun auch diesen merkwürdigen Denkmälern deutscher Rechtsbildung seine Aufmerksamkeit zu. Roeßler und Grimm, denen er von seinem Plane schrieb, bestärkten ihn in seiner Absicht und forderten ihn auf, ihnen über die Ereignisse seiner Forschungen einen eingehenden Bericht zu senden. Chlumecký fand leider in den Laden der meisten deutschen Dorfgemeinden nichts oder nur geringes Material; seine Nachforschungen in Urbar- und Grundbüchern, Klosterarchiven und dem Archive der k. k. mährischen Statthalterei waren ebenfalls nur von geringem Erfolge begleitet, doch erlahmte sein Eifer nicht und im ganzen kam einiges Interessante ans Licht. Chlumecký hatte, wie er in der Einleitung zu seiner im Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen abgedruckten Sammlung einiger Dorfweistümer (Ban- und Bergteidinge) aus Mähren sagt, ursprünglich die Absicht, sobald er eine Anzahl solcher Ban- und Bergteidinge beisammen hätte, dieselben als einen kleinen Beitrag zur lokalen Rechtsgeschichte und als bisher unbekanntes Weistümer mährischer Dorfgemeinden einfach zu veröffentlichen, wobei das Vergleichen der Statuten deutscher Gemeinden mit den böhmischen, von den Grundherren gegebenen Ordnungen ein besonderes Interesse geboten hätte.

Infolge seines eingehenden Studiums der Urbauer Rügung gewann er, wie er in der Einleitung zu seiner kleinen Sammlung erklärt, die Überzeugung, daß in Urbau ein Landgericht bestand, das von 23 Gemeinden

der Umgebung besucht wurde, daß das Urbauer Gericht für diese Gemeinden Oberhof gewesen, obwohl Urbau nur ein Dorf war, daß sich daher die Urbauer Rügung auf besondere, in Mähren seltene Privilegien stützen mußte; er hielt es für notwendig, diese merkwürdigen Erscheinungen einer näheren Würdigung zu unterziehen und die Ergebnisse derselben dem Abdrucke der Rügungen selbst voranzuschicken; so wollte er durch Schilderung der ältesten deutschen Gerichtsverfassung auf dem flachen Lande in Mähren die mutmaßliche Genesis des Urbauer Landgerichtes oder Bantheidings feststellen. Diese historische Einleitung der Urbauer Rügung, besonders in jenen Partien, die von dem Kampfe handeln, der zwischen Gemeindeautonomie und Staatszentralisation ausbrach und sich bei geänderten Verhältnissen von selbst ergeben mußte, von dem starren Festhalten der Urbauer an ihren alten Privilegien, das sie bis zur offenen Empörung und zum Aufruhr trieb, in dem sie schließlich unterliegen mußten, ist ungemein fesselnd und lebendig dargestellt und liest sich mehr wie eine historische Novelle als wie eine wissenschaftliche Abhandlung. Die Schilderung von Kämpfen, in denen sich ein absterbender politischer Organismus mit letzter Kraft gegen eine neue Ordnung der Dinge auflehnt, scheint ein Lieblingsthema Chlumeckýs gewesen zu sein, auch durch sein großes Werk über Zierotin zieht sich ein solcher Kampf wie ein roter Faden hindurch.

Das Dramatische dieses Kampfes erkannte auch der Dichter Ludwig Goldhann, den Chlumecký auf diesen rechtshistorischen Konflikt aufmerksam gemacht hatte,

und schuf das Trauerspiel „Der Landrichter von Urbau“.<sup>1)</sup>

Der umfangreichen Einleitung folgten zwölf Beilagen: Die Rügung von Urbau (1604), die Rügung des Aigenss Kalndorff (1575), Mühlfrauner Rügung (1604), Rausenbruckherische Riegung (1604), Oblasser Rügung (1604), Extract Auss einer alten Rügung (1575), Bergtheidingsbuch des Marktes Pöltenberg (1574), Uralte Wein-Berg-Rechte zu Seelowitz (1402) dy Gwanheit des marktes Modrycz (1514), Ordnung für die Unterthanen des Königin-Klosters in Altbrünn (1597), Stadtordnung für Meseritsch an der Bečwa und für Krasna (1568), Ban- und Nachtheidung nach dem Olmützer Recht (1594 bis 1652). Die Ordnungen sind in tschechischer Sprache abgefaßt.

Mit großer Freude begrüßte Professor Roeßler diese Arbeit, er konnte sich ja auch einen Anteil an derselben zusprechen; war es doch er gewesen, der dem jungen Gelehrten den ersten Ansporn zu seinen Forschungen gab. Roeßler schreibt an Chlumecký: „Wie ich Ihnen mitteilte, wollte ich die lange Reihe neuer wissenschaftlicher Leistungen aus Mähren, wo Ihre Arbeiten mir am liebsten sind und auch am nächsten stehen, in einem Gesamtaufsatze besprechen, leider haben mich meine akademischen Arbeiten, Vorlesungen, Bibliotheksgeschäfte und ganz getrennte literarische Unternehmungen von meinen alten Lieblingsstudien etwas abgezogen, doch Ihre Dorfweistümer haben mich so angezogen, daß ich mich mit neuer Lust daran

<sup>6)</sup> Vgl. meine Monographie: Ludwig Goldhann, S. 28 ff.

wendete. Schon aus der Landtafel habe ich Ihre ordnende und sichere Hand erkannt, allein die Dorfweistümer sind ein prächtiges Miniaturbild. Sie haben da eine Gewandtheit und einen rechtshistorischen Scharfsinn bewährt, den ich nicht genug loben kann. Wollen Sie ja es mit diesem kleinen Versuch nicht bewenden lassen und greifen Sie rasch ein anderes Stück der Mährischen Rechtsgeschichte an. Wie steht es denn mit den alten mährischen Lehnrechten. — Wenn Sie da noch eine solche Monographie über die Adelsverhältnisse unternehmen wollten. Bedürfen Sie irgend Literaturnachweisungen, so will ich Ihnen gerne bereit sein; Bücher, welche Sie nicht in Brünn haben können, verlangen Sie von uns, die Göttinger Bibliothek sendet Ihnen jedes Buch auf einen Zeitraum von 6—8 Wochen. Ich habe Ihre Arbeit mit der Freude studiert, welche man bei Büchern empfindet, welche das leisten, was man sich selbst als Aufgabe gestellt hat. Ich war oftmals mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt, welche ich aber von der Hand legen mußte.“ —

Auch Jakob Grimm nahm die Publikation mit Anerkennung auf; er schrieb am 2. Oktober 1856 an den Verfasser: „Euer Hochwolgeboren haben mir durch gewogentliche übersendung Ihrer dorfweistümer aus Mähren eine große freude gemacht, da ich gar nicht ahnte, daß in dortiger gegend solche denkmäler vorhanden wären. inhalt und form ziehen mich auf gleiche weise an und zumal lehrreich sind die weinbergrechte von Seelowitz. ich vermute nun, daß in Deutschböhmen noch manche urkunden dieser art zum vorschein kommen werden; leider ist Kaltenbaecks österreichische

sammlung ins stocken geraten. Sie aber, verehrter herr, haben Ihrem bewährten verdienst um deutsches und slavisches alterthum einen neuen kranz hinzugesetzt..“ Grimm nahm an den Arbeiten des jüngeren Gelehrten andauernd das wärmste Interesse und, wie leicht erklärlich, waren es gerade die rechtshistorischen Abhandlungen Chlumeckýs, die ihn besonders anzogen. Als er diesem später — im Februar 1863 — den vierten Band der Weistümer übersandte und ihm mittheilte, daß noch ein fünfter und dann eine besondere Schrift über den Gegenstand folgen sollten, setzte er hinzu: „Sie haben uns interessante mährische dorfweistümer mitgetheilt, die aber durchaus österreichisch-deutsche Färbung an sich tragen; in böhmischer fassung gibt es wohl nichts ähnliches?“

Wie hoch Jakob Grimm das Wirken des mährischen Historikers schätzte, geht auch daraus hervor, daß dieser auf seinen Vorschlag hin von der Berliner Akademie zum korrespondierenden Mitgliede gewählt wurde; Grimm berichtet dies am 25. März 1858 an Chlumecký und fährt dann in seinem Briefe folgendermaßen fort: „Sehen Sie darin eine Ihren ausgezeichneten verdiensten gebührende Anerkennung. das diplom wird alsbald ausgefertigt werden, haben Sie die güte dessen empfang der akademie anzuzeigen.“

Wenn ich recht rathe, wird die prächtige Ausgabe der landtafel in anderthalb jahren vollendet sein. sie ist ein dauerndes werk und wird noch von der nachwelt bewundert werden.

Solche früchte tragen die unternehmungen, an deren spitze Sie sich gestellt haben.“

Peter von Chlumecký rechnete die Anerkennung, die ihm Jakob Grimm zollte, immer zu den schönsten Errungenschaften seines Lebens und Strebens; daß er gerade auf Anregung dieses großen Gelehrten von der Berliner Akademie ausgezeichnet wurde, freute ihn ungemein. Befremdlich mag es erscheinen, daß eine ausländische gelehrte Gesellschaft von dem Ansehen der Berliner den wissenschaftlichen Bestrebungen Chlumeckýs Gerechtigkeit widerfahren ließ, während die Wiener Akademie von seinem Wirken keine Notiz nahm. Arneth nennt es in einem Schreiben vom 21. Jänner 1863 geradehin einen Skandal, daß Chlumecký noch immer nicht der Akademie der Wissenschaften angehöre; er brachte auch dessen Wahl in Anregung, allein ehe noch die Ernennung erfolgen konnte, starb Chlumecký.

An der nächsten Arbeiten war der Historiker nur in geringerem Maße beteiligt; die Kritik über die Herausgabe des Tobitschauer Buches, die nach einer im k. k. mährischen Landtafelamte befindlichen Handschrift veranstaltet worden war (1858), zeigt uns den aufmerksamen, genauen Kritiker, zwei andere Abhandlungen: „Die Genesis der Korporationsgüter der Bauernschaft in den mährischen Landgemeinden“ (1859) und „Die altständische Verfassung Mährens, wie sie bis 1848 zu Recht bestand“, entsprangen der Tätigkeit des Landesausschußbeisitzers.

Die Kritik des Tobitschauer Buches (Kuiha Tovačovská), das einen sehr wichtigen, lehrreichen Beitrag zur Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts liefert, ist eine verhältnismäßig kleine Schrift; sie ist jedoch für

den Historiker Chlumecký bezeichnend, denn aus ihr ersieht man, welche Anforderungen er an die kritische, das Material prüfende Seite der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung stellt.

Während er so seine Tätigkeit auf verschiedenen literarischen Gebieten entfaltete, ließ er jene Arbeit, an die er schon als Jüngling gedacht hatte, nicht aus den Augen; er wollte den Sieg des modernen Staates über den ständischen schildern. In diesem literarischen Vorwurfe sah er sozusagen die Aufgabe seines Lebens; er sollte ihre Vollendung nicht erreichen, aber er ist ihr nahe gekommen. Die Vorarbeiten waren schon weit vorgerückt. Von dem ungemein reichen Materiale, das er so nach und nach angehäuft hatte, konnten manche Quellen bloß für das Kolorit seines Geschichtsbildes verwendet werden und weiter darin keinen Platz finden und doch waren sie andererseits einer selbständigen Bearbeitung wert. Solch ein wertvoller Abfall ist die von dem Ratsherrn und Apotheker Georg Ludwig abgefaßte Chronik von Brünn, die von 1555 bis 1604 reicht (1859). Chlumecký schrieb zu derselben eine Einleitung, die sich auf das Leben des Schreibers und die politischen sowie gesellschaftlichen Zustände der Zeit bezieht. Diese Arbeit knüpfte auch das Band, das sich bisher zwischen Chlumecký und dem talentvollen, fleißigen Germanisten Julius Feifalik nur lose schlang, fester. Feifalik interessierte sich sehr für die Publikation und förderte durch sein philologisches Wissen die Kommentierung der Chronik.

Die Aufzeichnungen des wackeren Brünner Bürgers bieten uns ein klares Bild, wie sich die Gegen-

reformation um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in Brünn vorbereitete und zum siegreichen Durchbruche kam. Ludwig war der rechte Mann, diesen Wandel zu schildern, an dem er als Ratsherr bald energisch treibend, bald mildernd Anteil hat. Der Protestantismus war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Brünn so verbreitet, daß sich Bischof Wilhelm im Jahre 1566 an den Kaiser mit der Bitte wandte, den königlichen Städten zu verbieten, Änderungen und Neuerungen in Religionssachen einzuführen. Später brachte der Bischof seine Bitte neuerdings vor, denn der Protestantismus hatte eine solche Ausbreitung gewonnen, daß man kirchliche Funktionen nach katholischem Ritus fast gar nicht mehr verrichtete, Beerdigungen nach akatholischer Weise vornahm und Katholiken, die ihrer religiösen Gesinnung Ausdruck gaben, bedroht wurden; der Adel war beinahe zur Gänze protestantisch. In Ludwigs Chronik lesen wir, wie die Beteiligung an der Frohnleichnamsprozession immer mehr schwindet; 1595, heißt es in seiner Aufzeichnung, gingen „nit mehr mit der procession bey S. Jacob mit, nur die Maurer und die Melzer, mit denen von S. Petersberg ist keine Zech mitgegangen“. Die Gemeinde war in der Mehrheit protestantisch, beim Rat überwog das katholische Element. Noch am 23. März 1594 wollte die Bürgerversammlung den katholischen Ratsfreund Christoph Schwarz wegen seines Eifers für die katholische Kirche zum Fenster hinauswerfen.

In kurzer Zeit trat eine Wendung ein. Die Gewissensfreiheit wurde aufgehoben und von da an be-

ginnt der Protestantismus in Brünn dem Andrängen des Kardinals Dietrichstein, der Jesuiten und der Landesunterkämmerer Siegmund Dietrichstein und Ladislaus Berka rasch zu weichen. Es kamen die strengen Verordnungen gegen die Protestanten. Wer protestantisch war, konnte nicht in den Rat kommen, ja er fand nicht einmal Aufnahme als Bürger. So hatte der Katholizismus im Jahre 1604 gesiegt. Mit diesem Jahre schließen die Aufzeichnungen Ludwigs. Das energische Erzwingen der Gegenreformation ist der wertvolle, historische Kern, um den sich eine reiche Hülle und Schale schließt.

Der biedere Ratsherr und Apotheker Georg Ludwig hatte bei Abfassung seiner Chronik wohl die Absicht gehabt, sich ein Erinnerungsbuch an Ereignisse, die er selbst erlebt hatte, anzulegen; daß er dabei einen geschichtlich wichtigen, wenn auch nur lokal wichtigen Vorgang aufzeichnete, mag ihm kaum bewußt gewesen sein. Um die religiösen Kämpfe gruppiert sich ein Kulturbild. Ludwig erzählt in seiner einfachen Art, wie der und jener emporkommt und der Nachbar wieder verarmt, wie dieser ein Haus baut, jener Garten und Acker gewinnt, welche Vorbereitungen die wehrhaften Bürger treffen, als es heißt, der Türke näherte sich der Grenze. Er berichtet an vielen Stellen von den Preisen des Kornes, des Weins, des Biers, von den Festen der Brünnner, von Eheschließungen, Trinkgelagen, von Zeremonien bei Begräbnissen. Es ist ein sehr abwechslungsreiches Bild, das dieser ehrliche Mann entwirft, und das Gemälde wird um so interessanter, wenn seine Konturen sich mit geschichtlichen Ereignissen decken.

„Ludwig war,“ bemerkt Chlumecký, „wie kaum ein zweiter befähigt, eine Chronik zu schreiben, er hatte einen sicheren, festen Blick, wußte das Wichtigste aus dem Unbedeutenden herauszuschälen und mit wenigen kräftigen Worten zu skizzieren. Von den mährischen Chronisten übertrifft ihn nur Wenzel von Iglau, Stadtschreiber von Olmütz, der Ereignisse der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts niederschrieb.“

Diese Chronik empfing durch die ausgezeichnete Kommentierung Chlumeckýs konkretere Gestaltung. Die Noten, mit denen er die Aufzeichnungen des alten Ratsherrn versah, hauchten den trockenen Daten erst Leben ein. Hier zeigte sich das umfangreiche Wissen Chlumeckýs auf dem Gebiete der Geschichte, der Rechts- und Kulturgeschichte, der Literatur und Philologie; hier gab er aber auch allen Nachstrebenden, die eine Chronik edieren oder eine Stadtgeschichte schreiben, Weg und Richtung an. Wenn er in der Einleitung zu Ludwigs Chronik sagt: „Der Fachmann wird sich vielleicht über eine zu reichliche Kommentierung zu beklagen haben“, so kommt in diesen Worten bloß die Bescheidenheit des Gelehrten zum Ausdruck, dessen Erklärungen man mit Interesse folgt.

Feifalik schrieb über dieses Buch am 19. Juli 1859 an den Verfasser: „Sehr dankbar bin ich Ihnen für die Zusendung von Ludwigs Chronik. Sie ist ganz außerordentlich interessant und ich habe meine Sammlungen von Gebräuchen und namentlich mein Idiotikon höchlich daraus bereichern können. Ich muß gestehen, daß ich am Schlusse beim ersten Durchlesen ungeduldig ward, daß es schon zu Ende ging.“

Chlumeckýs Leben war soweit günstig verlaufen. Seine Tätigkeit als Beamter, als Landesausschußbeisitzer, als Geschichtsfreund und Geschichtsschreiber war vom Erfolg gekrönt worden. Sein ruhiges, bescheidenes Wesen, das jedem Scheine abhold war, fand in der Arbeit Befriedigung. Er hatte sich in die ältere Geschichte Mährens hineingearbeitet und hineingelebt und wünschte keine Veränderung in dem Gebiete seines Forschens. Auch mit seinen privaten Verhältnissen konnte er zufrieden sein; seit dem Jahre 1850 lebte er in einer sehr glücklichen Ehe. So waren alle Faktoren vorhanden, ihm seinen Wirkungskreis und seine Umgebung lieb zu machen.

Ende 1859 hatte es den Anschein, als ob dennoch eine Wendung in dem bisher eingehaltenen Kurse eintreten sollte. Der unglückliche Ausgang des Feldzuges ließ die unhaltbare politische Lage des Staates in scharfer Beleuchtung erscheinen. Verschiedene Projekte, hier eine Änderung zu schaffen, tauchten auf. Der Adel wünschte auf die künftige Gestaltung und Entwicklung der Verhältnisse Einfluß zu erlangen; dazu bedurfte er auch einer Zeitung, die seine Tendenzen und Interessen vertrat. Eine solche sollte gegründet werden und von deren geschickten Leitung hing natürlich nicht zum wenigsten der Erfolg ab, den die neue Partei erringen konnte. Es fanden zu diesem Zwecke wiederholt in Wien und Brünn Zusammenkünfte des Adels Österreichs, Böhmens und Mährens statt; das Parteiprogramm zeichnete sich jedoch keineswegs durch Klarheit aus. P. v. Chlumecký beteiligte sich an den Konferenzen, ja, er sollte — so wünschte man

wenigstens — bald eine entscheidende Rolle bei diesem Unternehmen spielen. Man sah ein, daß er vielleicht der geeignetste Mann sei, die Redaktion der Zeitung zu übernehmen.

Chlumecký lehnte nicht entschieden ab, aber er erbat sich Bedenkzeit und forderte vor allem, eine genaue Präzisierung der Tendenzen der neuen Partei; je näher er dieselben prüfte, desto weniger konnte er sich mit ihnen befreunden, schließlich brach er unter Hinweis auf seine schwankende Gesundheit die Unterhandlungen ab und empfahl seinen Freund Gindely als Leiter der Zeitung.

Wie sehr man in den sich für die Sache interessierenden Kreisen auf die werktätige Mithilfe Chlumeckýs rechnete und wie auch der Angelegenheit fernstehende Persönlichkeiten in ihm den richtigen Mann erblickten, geht aus einem Briefe hervor, den Professor Konstantin Höfler am 16. Februar 1860 von Prag aus an ihn schreibt. Die betreffenden Stellen lauten: „Man hat in kompetenten Kreisen den Namen Euer Hochwohlgeboren in Verbindung mit einem Unternehmen gesetzt, das freilich jenen Takt, jene Weite des Gesichtspunktes, jenes Urteil in Betreff des Zweckes und der Mittel bedarf, welche Ihnen eigen sind, soll es nicht, was äußerst zu bedauern wäre, in der Geburt sterben. Ich stehe diesen wie allen ähnlichen Dingen gänzlich ferne, habe aber, nachträglich gefragt, nicht angestanden, mich sehr offen auszusprechen, Euer Hochwohlgeboren wäre der Einzige, der die Sache zu begründen vermöchte und ich bedauere unendlich, daß Ihre Gesundheit es nicht gestattet, sich dem Werke

zu widmen. Will man einen Ausländer nehmen, so ist das ein Experiment, das eher mißlingt als gelingt. Einen Namen, welcher schon einer Fahne gleich kommt, darf man nicht nehmen; ein homo obscurus ist eine im Sacke gekaufte Katze. Zudem ist die Zeit der Berufung von Ausländern vorbei. Im Heere wäre noch der einzige Platz, wo man etwa einen Mac Mahon berufen dürfte. F. kenne ich nicht persönlich. Für einen Chefredakteur scheint mir sein Gesichtskreis zu beschränkt. Er wird auch selbst eine solche Stelle nicht ambitionieren.

Gindely besitzt nicht die Erfahrung, welche hier notwendig ist, obwohl ich, je mehr ich über die Sache nachdenke, ihn denn doch für den Einzigen halte, welcher, nachdem Sie die Redaktion abgelehnt, mit einem unentweihten Namen, großer Tätigkeit, reichen Kenntnissen einzutreten vermöge. Dazu ist er Inländer und das halte ich für äußerst wünschenswert und nur, wenn man nicht anders kann, sollte man erst Nichtinländer nehmen.“

Inzwischen war man an Gindely herangetreten, um ihn für die Leitung des journalistischen Unternehmens zu gewinnen. Unter den Briefen Gindelys an Chlumecký finden sich einige, die von dieser Angelegenheit handeln, besonders zwei sind wegen der Auffassung der Zeitverhältnisse interessant. In dem ersten (vom 14. Februar 1860) heißt es:

„Die letzte Zeit über habe ich sehr häufig Ihrer gedacht, denn sowohl die öftere Nennung Ihres Namens wie der Gegenstand, um den es sich handelte, haben dies veranlaßt.

Ich muß geradezu mit der Sache selbst beginnen, es handelt sich um die neu zu begründende Adelszeitung. Als ich von diesem Projekt, es ist etwa zehn Tage her, zuerst hörte, war mein Interesse sehr rege geworden, denn ich dachte mir, wenn auch das ganze Unternehmen vom Adel patronisiert werde, so könne man sich darunter recht gut ein Organ den gesamtösterreichischen Interessen gewidmet denken, welches im ganzen konservativ, doch der völlig neuen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts Rechnung trägt.

In dieser Erwartung wurde ich bestärkt, als ich nicht aus der Öffentlichkeit, sondern indirekt aus einer Quelle, die ich auf den Grafen Clam-Martinitz zurückleite, sowie persönlich vom Grafen Josef Nostitz erfuhr, man beabsichtige, Sie um Übernahme der Redaktion zu bitten. Ich war überzeugt, daß unter Ihrer Einwirkung ein Programm entstehen könnte, in dem der Adel sich als eine gesamtstaatliche Partei ankündige, die, fern von dem verkommenen Franzosentum, an die Spitze einer fortschreitenden staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung sich stellen wolle.

Nun höre ich allerdings wiederholt, daß Sie die Annahme der Redaktion abgelehnt haben, und finde das nach dem mir seitdem bekannt gewordenen Programm begreiflich. Wie sonderbar muß dem Verfasser desselben der Begriff der Revolution sich gestalten, wenn er zu solchen Expektorationen sich hinreißen läßt und wie wenig muß er wissen, daß unsere ganze gesellschaftliche Lage ein Produkt der von ihm angeklagten Revolution ist, und wenn er dies weiß, wie sehr wir in der Revolution die reformatorische Tätigkeit

zu segnen Ursache haben. Es hilft nichts fort und fort zu klagen, was die Revolution Schlimmes tue, und zusammenzutreten, um sie aufzuhalten; eins nur hilft, selbst tätig aufzutreten und sich an die Spitze der Ereignisse zu stellen, dann kann man sie beliebig in seinem Sinne lenken.

Neben dem Ausfall gegen die Revolution scheint mir auch der gegen die Wissenschaft völlig verunglückt. Kann wohl jemand, der einen Begriff von derselben hat, glauben, daß eine Partei oder ein Journal dieselbe umzugestalten vermag, und muß er nicht einsehen, daß ein journalistischer Ausfall gegen dieselbe so wenig zu bedeuten habe, wie ein Hilferufen in der Wüste. Ob die Wissenschaft andere Bahnen einzuschlagen habe, wird gewiß kaum jemand anderer entscheiden, als sie selbst und die Entscheidung hierin fällt bei der ideellen Verbindung von ganz Europa auch nicht einem einzelnen zu. Man denke doch nicht, daß Österreich allein den Erdkreis ausmache, sondern daß es unmöglich ist, der Wechselwirkung mit der Fremde zu widerstehen.

Ich hätte also gewünscht, daß das Programm statt anzugeben, wogegen man kämpfe, angegeben hätte, wofür man kämpfen wolle. Stelle sich der Adel an die Spitze der politischen Entwicklung, ziehe er alle Männer von Verstand und Wissenschaft an sich, herrsche er mit einem Worte durch eine solche Verbindung in Gesellschaft und Wissenschaft, dann würde er sehen, welche Bedeutung er hätte. Dann stünde es in seiner Macht alle Auswüchse der Revolution fernzuhalten

und unserer gesamten Entwicklung die Bahn einer mäßigen Reform anzuweisen.

Ich habe über diesen Gegenstand mit dem Schwager des Grafen Belcredi, dem Grafen Nostitz, gesprochen und ihm zu erklären mich bemüht, daß der Adel sich gewissermaßen förmlich in die Wogen des gesellschaftlichen Lebens stürzen müsse, wolle er dasselbe leiten, daß derselbe durch seine Isolierung so machtlos wie möglich dastehe und sein eben veröffentlichtes Programm selbst die Gemäßigten abstoße. So wie ich bei dem Grafen Martinitz eine richtige Einsicht zu finden glaubte, so fand ich auch bei diesem, daß er meinen Argumentationen nachgebe und sie völlig berechtigt finde und ich fühle mich deshalb zu dem Glauben verleitet, daß der Wille dieser Herren gut, aber der Ausdruck, den sie ihm geben, unglücklich gewählt sei. Habe ich doch vom Fürsten Salm stets nur das Schönste gehört und figuriert er doch auch unter den Unterzeichnern des Programms . . . .“

Der andere Brief vom 25. Februar lautet:

„Heute mittags erhielt ich einen Brief vom Grafen Martinitz, worin mich dieser ersucht, am Montag ihn in dem fürstlich Salmschen Hause aufzusuchen, weil er von Smečna dahin kommen würde. Es ist nun wohl kein Zweifel, daß er diese Besprechung mit mir wegen der Redaktionsangelegenheit wünscht und daß dies die Folge der Empfehlung ist, welche Sie mir zu teil werden ließen.

Aufrichtig gesagt, überraschen mich diese Ereignisse sehr und wenn ich auch stets eine politische Wirksamkeit nicht für immer von mir fern halten

mochte, so dachte ich mir dieselbe doch im Hintergrunde der Studien, die ich anzustellen im Begriffe bin, auch kann mir anderseits nicht entgehen, wie sehr unzulänglich noch meine Kräfte sind und wie furchtbar ernst die Zeiten, denen wir entgegengehen. Ich will in diesem Moment auch nicht berühren, daß ich in völliger Abhängigkeit vom Ministerium bin und daß ich ohne freudige Billigung des Grafen Thun durchaus keine andere Mission annehmen dürfte. Auch will ich weiter nicht in Erwägung ziehen, ob ich vor meinem wissenschaftlichen Gewissen verantworten kann, wenn ich eine seltene Muße preisgebe, denn ich kann mir selbst wieder entgegnen, daß der Geschichtsschreiber ebenso aus dem Kampf im Leben wie aus den Archiven lernen müsse.

Eine ungleich wichtigere Frage ist aber die, wofür soll ich jetzt auftreten, wofür kämpfen? Das Programm trat mit einer Exklusivität und mit einer nebelhaften Unklarheit auf, für die man heutzutage kaum einen Finger bewegen kann, ohne die ganze Welt zu Gegnern zu haben. Und doch, wenn ich mich an den persönlichen Verkehr mit einzelnen dieser Herren erinnere, schienen sie mir bei weitem nicht so exklusiv. In dem, was im gegenwärtigen Moment vor allem not tut, die Grundlage für einen neuen Aufbau Österreichs zu legen, kann ich, glaube ich Hand in Hand mit dem Adel gehen. Will die Zeitung also etwas aufbauen, mit rücksichtslosem Ernst der Nationalitäts- und Verfassungsfrage ins Auge sehen, gut, dann mag ich dabei sein. In Zeiten so großer Gefahr, wie die gegenwärtigen, müssen sich diejenigen einen, die den

angegriffenen Punkt und das ist jetzt die Existenz Österreichs verteidigen wollen. Ich will dann gern im Einzelnen meine Meinung unterordnen, aber es muß die entgegengesetzte nicht mit solcher Schroffheit prononziert werden.

Ein Glaubensbekenntnis Ihnen weiter auseinander zu setzen, halte ich nicht für notwendig, da Sie ja am besten wissen, ob mir nicht die Blüte unserer Macht in jeglicher Beziehung am Herzen liegt und ob ich nicht herzlich gern dem Adel jenen Einfluß gönne, den großer Reichtum und Intelligenz in der edelsten Weise ausüben können.

Wenn ich nun annehmen könnte, daß mit dem Grafen Martinitz eine Verständigung herbeigeführt werden könnte, die ein gedeihliches Wirken in Aussicht stellte, so sind damit meine Bedenken wegen Übernahme der Redaktion nicht gelöst. Die Redaktion muß von Männern geführt werden, die in der öffentlichen Meinung nicht bloß nicht kompromittiert sind, sondern einen guten Klang haben. Mein Name ruft höchstens die Erinnerung an einige historische Arbeiten wach, hat aber in politischer Beziehung noch keine Bedeutung. Ganz anders ist es mit Ihnen. Ihre Wirksamkeit seit dem Jahre 1848 ist eine Bürgschaft, daß, welchem Unternehmen Sie sich auch immer anschließen, die Sache bürgerlicher Freiheit und wissenschaftlichen Fortschritts stets gewahrt bleibe. Mit Ihnen Hand in Hand hätte ich das Vertrauen zum Betreten des schweren Weges. Wären Sie absolut abgeneigt, die Redaktion mit anzutreten? Ich weiß Ihre Gesundheit ist dann und wann etwas leidend, allein sobald

die Arbeit unter vier Redakteure, wie man ja will, geteilt sein würde, wäre sie vielleicht doch zu übernehmen. Nach Ihrem Wunsche könnte ja die Redaktion ergänzt werden, so daß von einer Meinungsverschiedenheit nie die Rede wäre.

Ich bitte mir mit umgehender Post Ihre Antwort zukommen zu lassen. Ich würde dieselbe Montag morgens erhalten und um ein Uhr nachmittags treffe ich mit dem Grafen Martinitz zusammen. Fällt sie verneinend aus, dann ziehe ich mich auch zurück, fällt sie bejahend aus, dann wag ich's . . . .“

Chlumecký blieb jedoch bei seiner Ablehnung und Gindely folgte seinem Beispiele.

Wenn für Chlumeckýs Vorgang die Tendenz der Adelszeitung in erster Linie maßgebend und entscheidend war, so spielten doch auch andere Faktoren mit, die es ihm fast unmöglich machten, seine Tätigkeit nach einer neuen Richtung hin auszudehnen; ihn drängte es, seinen Lieblingsplan endlich zu verwirklichen. Freilich hatte er sich im Laufe der Jahre das Ziel etwas verrückt. Als Jüngling wollte er ein Bild der religiösen und politischen Kämpfe Böhmens und Mährens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geben. In dieser Absicht wandte er jenen Archiven, die reicheres Material boten, seine Aufmerksamkeit zu; daher rührte wohl zum Teile die Durchforschung und Publikation der Pirnitzer Archivschätze. Chlumecký hatte nach allen Seiten hin Verbindungen angeknüpft und fand auch überall Unterstützung. Aimé de Champollion in Paris, Barozzi in Venedig lieferten wertvolle Quellen; vom Vatikan und Upsala liefen Bei-

träge ein, aber besonders reich war die Ausbeute im Zierotinschen Familienarchive. Außerdem hatte Gindely versprochen, in Bernburg und Simancas nach Material für den Freund zu forschen; von hier empfing Chlumecký für die künstlerische Abrundung seines Werkes — leider zu spät — wichtige Dokumente.

Während der Historiker das Material sichtete und grupperte, war sein Gesundheitszustand, der schon seit Jahren erschüttert war, mehr und mehr bedenklich geworden. Da ihm seine amtlichen Geschäfte wenig Zeit für seine historischen Studien und Arbeiten übrig ließen, war er gezwungen, die frühen Morgenstunden zu benützen oder bis spät in die Nacht zu arbeiten. Die besorgte Gattin, seine im zartesten Alter stehenden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, baten ihn, sich zu schonen. Vergebens! Er arbeitete unverdrossen weiter. Es ist für das ideale Streben Peter von Chlumeckýs bezeichnend, daß er diesem liebevollen Drängen seiner Familie die schlichten und großen Worte entgegensetzte: „Ich will euch einen schönen Namen hinterlassen.“ Das klingt wie ein Testament, ja, wie die Ahnung eines frühen Todes, die ihn treibt, alle Kräfte anzuspannen, um das vorgesteckte Tagewerk auszuführen. Dabei mag er wohl zur Erkenntnis gekommen sein, daß er die Grenzen für seine Arbeit zu weit gesteckt habe, er schränkte dieselbe ein, und zwar nicht allein in Betreff der Zeit, sondern auch betreffs des Inhaltes, indem er bloß eine Persönlichkeit heraushob, gleichsam als einen Typus für die Zeit, um welchen sich eine reiche Fülle von historisch wichtigen Faktoren grupperte. So wuchs aus dem ge-

planten, allgemein gehaltenen, weit auslagernden Vorwurf die große Spezialarbeit über Karl von Zierotin und seine Zeit heraus.

Chlumecký kam nicht zufällig zu dieser Gestalt, er griff auch nicht wahllos nach ihr, weil er den alten Plan aufgab. Karl der Ältere von Zierotin hatte ihn vielmehr seit Jahren interessiert. Schon im Jahre 1852 wollte er die in der Hořowitzer Bibliothek aufbewahrten Manuskripte Zierotins durchforschen; damals wurde jedoch die Herrschaft Hořowitz verkauft. Graf Zdenko Zierotin, den Chlumecký auf diese wertvollen Schriftstücke aufmerksam machte, erhielt dieselben von dem bisherigen Besitzer, dem Grafen Wrba. Chlumecký, der in die Manuskripte Einsicht genommen hatte, hielt dann im Jahre 1853 einen Vortrag über die öffentliche und Privatkorrespondenz, die Tagebücher und Urkundensammlungen Karls von Zierotin, wobei er mitteilte, er beabsichtige, diese Schriften herauszugeben und ihnen eine Biographie Zierotins gleichsam als Einleitung vorzuschicken.

Für die Charakterschilderung seines Helden fand Chlumecký in den Tagebüchern und Briefen Karls von Zierotin ein reiches Material, in dieser Hinsicht war seine Arbeit — wie er selbst sagt — leicht; schwieriger gestaltete sich die Darstellung der öffentlichen Laufbahn des Staatsmannes, deren Bedeutung für die habsburgischen Länder nicht verkannt werden kann, die Festsetzung der Stellung, die dieser in den Kämpfen der Zeit eingenommen hatte, und des großen Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten. Darum war der Autor gezwungen, anderthalb Jahr-

hunderte in den Geschichtseignissen zurückzugreifen und die politischen und religiösen Zustände und Schwankungen Böhmens und Mährens im 15. und 16. Jahrhundert, das nationale Königtum und den Adel, den Kampf zwischen der Krone und den Ständen und die katholische Restauration zu schildern; so gewann er eine breite Basis für den Aufbau seiner Darstellung.

Das Werk ist keine Biographie, es ist keine rein historische Arbeit, es ist ein kulturhistorisches Werk. Zierotin wird als der Träger der Gedanken seiner Zeit gefaßt, die sich in ihm individualisieren. Auf jeder Seite ergibt sich die Wechselwirkung der religiösen und sozialen Strömungen mit der politischen Geschichte. Das Studium Macaulays hatte Früchte getragen, der Einfluß des großen englischen Historikers auf die Darstellungsweise Chlumeckýs ist hier auch in den Einzelheiten unverkennbar.

Chlumecký gibt uns den ganzen Werdeprozeß des alten Parteigängers. Karl von Zierotin war ein Politiker des ablaufenden 16., des beginnenden 17. Jahrhunderts. Er hatte vielleicht klarere Pläne als Waldstein, berührt sich jedoch wieder mit diesem in der Durchführung derselben. Diese so interessante und doch wieder so armselige Zeit kennt eigentlich keine Politiker großen Stils wie das 19. Jahrhundert; trotz aller genialen Anläufe erweisen sie sich mehr oder minder nur als geschickte Praktikenmacher, die eine große Aufgabe in kleinen und kleinlichen Intriguen verzetteln. Auch Karl von Zierotin konnte sich von diesem Zuge der Zeit nicht frei machen, wenn man

auch zugeben muß, daß er sich bei seinen Handlungen von einem rechtlichen und zu Zeiten sogar von einem großen Gesichtspunkte aus leiten ließ.

Chlumecký charakterisiert das Streben des Staatsmannes sehr scharf mit folgenden Worten: „In der ersten Zeit seines Wirkens erblickte Zierotin in der absoluten Wiederherstellung des altständischen Staates den Zielpunkt seines Strebens. Sobald er aber die Überzeugung der Unzulänglichkeit und der Unhaltbarkeit jenes Organismus erlangte, war er bereit, die altgewohnten Bahnen zu verlassen und andere einzuschlagen, auf welchen er die einzige Bürgschaft für Freiheit und Wohlfahrt zu finden glaubte. Diese Erkenntnis brachte ihn jedoch mit den Strömungen der Zeit in Gegensatz und Kampf; in diesem unterlag er und zog sich dann von der öffentlichen Laufbahn auf immer zurück. Der erste Versuch des Überganges aus der feudalen Staatsverfassung zur neueren Staatsidee fand in jenem Kampfe einen Ausdruck, und indem das — ich möchte sagen — tragische Unterliegen Zierotins in seinem Leben einen natürlichen Abschluß bildet, begrenzte es auch zugleich meine Aufgabe. Da dieses Buch den Staatsmann in seinem öffentlichen Wirken schildern soll, war kein Grund vorhanden, nach der Epoche seines Rücktrittes einen Stoff weiter auszuspinnen und noch eine Zeit zu schildern, in welcher jener Mann nur eine untergeordnete und wehmütige Rolle spielte. Meine Untersuchungen umfassen daher einen für sich abgeschlossenen Teil jener Bewegungen, welche der Schlacht am Weißen Berge vorausgingen und diese Katastrophe zur Folge hatten.

Die Erzählung dieser selbst lag außer der Anlage und dem Bereiche meines Vorwurfes und wird in Gindely einen beredten und fachkundigen Darsteller finden.“

Das Werk ging unter die Presse, die ersten Korrekturbogen kamen, da hemmte Chlumecký plötzlich den Druck. Gindely war von seiner Reise zurückgekehrt und sandte Abschriften von mehreren hundert Briefen und Dokumenten aus den Archiven von Simancas ein. Der Grundgedanke und die Tendenz des Werkes wurden durch dieses neu hinzugekommene Material fast gar nicht geändert, aber einzelne Partien erhielten durch die neue Fundgrube eine andere Beleuchtung. So ergaben sich Änderungen; einzelne berührten nur die Oberfläche, sie waren leicht herzustellen, andere gingen tiefer; sie änderten zwar nicht den Plan, aber den Aufbau des Werkes, dadurch erfuhren manche Abschnitte des Buches eine zu flüchtige Umarbeitung, oft läßt sich deutlich das lockere Gefüge erkennen, manchmal erscheint der Zubau zu äußerlich angesetzt und ist nicht genug genetisch in den ursprünglichen Plan hineinverarbeitet. Das sind unleugbare Mängel; sie entstanden indessen nicht bloß aus dem Grunde, daß Gindelys Sendung zu spät eingetroffen war, sie hängen auch damit zusammen, daß der schon lange schwankende Gesundheitszustand Chlumeckýs sehr bedenklich ward, seine Arbeitskraft dadurch erschüttert wurde und der Autor jenes Werk, worin er die Summe seines Strebens zog und das Ideal seiner Jugend erfüllt sah, vor dem Ende, dessen Nahen er fühlte, der Welt übergeben wollte.

Die Mängel der Werkes verschwinden jedoch

gegenüber den zahlreichen Vorzügen, vor allem dem reichen Inhalte, der richtigen Gruppierung desselben, der ruhigen, objektiven Beurteilung von Tatsachen und Motiven und der in manchen Kapiteln geradezu klassisch zu nennenden Darstellung. Am besten gelangen ihm jene Partien, wo er von Zierotins literarischer Tätigkeit berichtet, wo er von den Umtrieben des Franzosenkönigs Heinrich IV. gegen das Haus Habsburg und von den Kämpfen um den Majestätsbrief erzählt.

Das Werk fand allgemein eine sehr günstige Beurteilung, sowohl österreichische wie deutsche Zeitungen besprachen dasselbe sehr lobend. Gindely schrieb dem Freunde am 3. März 1862: „Was Dein Werk [anbelangt], so wird in Prag mehr davon gesprochen als von einem andern, weil es uns nahe angeht . . . . Nach meiner Ansicht ist Dein Werk neben Arneths Eugen das erste Werk, welches ein Stück österreichischer Geschichte — die man eben erst von 1526 rechnen muß — vom österreichischen Standpunkte bearbeitet.“

Wilhelm Wattenbach fällt in einem Briefe folgendes Urteil: „Sie haben so viel und so bedeutendes Material für die Geschichte jener Zeit verarbeitet und zugänglich gemacht, das besonders deutschen Forschern sonst vielleicht für immer verborgen bliebe. Dabei ist es gerade in Ihren Schriften so erfreulich, daß Sie Kenntnis und Liebe der tschechischen Sprache und Vergangenheit zu verbinden wissen mit einer verständigen der geschichtlichen Entwicklung versprechenden Auffassung der Gegenwart und ihrer Aufgaben, was man bei den Böhmen so ganz zu vermissen pflegt. Ich denke mir,

daß Ihr Zierotin in dieser Richtung wohlthätig wirken müßte, wenn nicht der große Umfang den Leserkreis zu sehr beschränkt. Man möchte einen populären Auszug wünschen; mir freilich war gerade das reiche Detail sehr anziehend.“

Parallel mit dem Drucke des Geschichtswerkes ging der Druck des Beilagenbandes. „Ich hoffe,“ sagt Chlumecký in der Vorrede seines Buches, „daß der Beilagenband, wovon 22 Bogen bereits gedruckt sind, noch im Laufe dieses Jahres (1862) erscheinen wird. Dieser Band wird den literarischen Nachlaß und die Korrespondenzen des Herrn Karl von Zierotin überhaupt besprechen und eine reichhaltige Lese aus seinen Briefen und Denkschriften enthalten, außerdem aber eine Anzahl interessanter Aktenstücke zur Zeitgeschichte zum erstenmale veröffentlichen.“ Diese Hoffnung Chlumeckýs sollte sich als trügerisch erweisen. Das alte Lungenleiden warf ihn aufs Krankenlager und raffte ihn am 29. März 1863 dahin, er war eben 38 Jahre alt geworden.

Er erlebte somit nicht die Herausgabe des Beilagenbandes, er erlebte auch nicht die vollständige Herausgabe der prächtig ausgestatteten Landtafel, die seit Jahren unter seiner Redaktion erschien. Der Druck des Beilagenbandes wurde nicht fortgesetzt, obzwar es damals leicht gewesen wäre, das Werk nach dem vorliegenden Belegmaterial zu vollenden; die vorhandenen Bogen wanderten ins Magazin. Sechs Jahre nach Chlumeckýs Tode, im Jahre 1869, sagt Gindely in der Vorrede zu seiner Geschichte des 30jährigen Krieges, daß ihm Chlumeckýs „Zierotin“, der für die genauere

Kenntnis des böhmischen Aufstandes von entscheidender Wichtigkeit sei, nur durch freundliche Vermittlung zugänglich gemacht wurde, weil man das Buch noch immer nicht der Öffentlichkeit übergeben habe. Es vergingen noch weitere 10 Jahre, dann erst, 1879, wurden diese interessanten Dokumente mit einem Vorworte d'Elverts herausgegeben; es sind 276 Briefe, teils von Zierotin geschrieben, teils an ihn gerichtet, in deutscher, tschechischer, lateinischer, französischer und italienischer Sprache. Aus den Notizen des ersten Bandes geht hervor, daß mindestens 46 Briefe in diese Sammlung nicht aufgenommen worden sind.

Diese Briefe sind eine hochwillkommene Ergänzung zu dem Geschichtswerke. Welch ausgebreitete Korrespondenz führt der kühne Staatsmann! Nach allen Ländern wandern seine Briefe, überall hat er seine Berichterstatter und er wird rasch und gut bedient. Wie gewandt weiß er die Feder zu führen, ob er nun bloß irgend ein Ereignis berichtet, ob er überzeugen will oder endlich seine wahre Absicht hinter einer Maske versteckt. Die Briefe an seinen Freund, den Jägerndorfer Landeshauptmann Hartwich von Stitten, gehören zu den interessantesten; da ist z. B. der sehr genaue Bericht über den Prager Fenstersturz nach den Schilderungen eines Augenzeugen (28. Mai 1618), der leise Spott des Protestanten vibriert an einigen Stellen des Berichtes — dann das ausführliche Schreiben von der Verhaftung des Kardinals Khlesel (26. Juli 1618), endlich die Nachricht von dem schweren Todeskampfe des Kaisers Mathias (29. März 1619). An keiner Stelle dieser Briefe ver-

leugnet sich der Protestant — man vergleiche daraufhin nur die Briefe an den Kardinal Franz von Dietrichstein — aber nirgends verleitet ihn sein Religionsbekenntnis zu einer unduldsamen Bemerkung.

Chlumecký hatte die Absicht, dem Beilagenbände eine orientierende Einleitung voranzustellen, allein das Manuskript wurde nicht aufgefunden und es ist bei dem Gesundheitszustande des Autors überhaupt kaum anzunehmen, daß er diesen Kommentar bereits niedergeschrieben hatte.

Wenige Monate vor seinem Tode faßte Chlumecký den Entschluß, an die Abfassung zweier umfangreicher Werke zu gehen. Den äußerlichen Anstoß für das eine gab Gindely, der ihn auf eine der Bearbeitung würdige Geschichtspartie hinwies. „Wäre es nicht angezeigt,“ schrieb er, „wenn du jetzt Sammlungen für die innere Geschichte Mährens von 1615—1630 anlegtest, die du dann im Anschlusse an meine diplomatischen Korrespondenzen ebenso bearbeiten könntest, wie Karl v. Zierotin. Ich weiß nicht, ob ich je Zeit genug haben werde, mich dieser inneren Geschichte zuzuwenden und doch ist ohne sie die Kenntnis der Jahre 1618—1620 geradezu unmöglich. Du sagtest einmal, du wolltest deine Arbeit fortsetzen; aus diesem Grunde komme ich auf diesen Gegenstand selbst zu sprechen.“ Chlumecký machte sich auch tatsächlich daran, einen Plan für den Aufbau der Arbeit zu entwerfen; es blieb indessen bloß bei einigen Anläufen, die physische Kraft scheint bereits ihre Dienste versagt zu haben. Das andere Werk sollte den Zeitraum von Ferdinand I. bis zum 30jährigen Krieg umfassen und den 7. Band einer

österreichischen Geschichte für das Volk bilden, die unter der Redaktion Helferts erschien und für die unter anderen Historikern auch Zeißberg, Höfler, Krones, Gindely, Arneth und Ilwof ihre Mitarbeiter-schaft zugesagt hatten. Helfert gab sich die größte Mühe, Chlumecký für dieses Unternehmen zu gewinnen; nach langem Widerstreben erklärte sich dieser hiezu bereit und versprach seinen Beitrag in der ersten Hälfte des Jahres 1864 zu liefern. Auch hier blieb es bei der bloßen Absicht.

Das Frühjahr 1862 ließ sich für Chlumecký schlecht an, seine Gesundheit war mehr als je erschüttert; früher im Jahre als sonst suchte er den mährischen Kurort Rožnau auf, der ihm sonst Linderung seines Leidens gebracht hatte, diesmal kehrte der Kranke ohne die erhoffte Besserung zurück. Der Tod Feifaliks erhöhte die Verstimmung und eine sichtliche körperliche Ermüdung bemächtigte sich seiner. Er beteiligte sich wohl im Winter noch manchmal an den Sitzungen des Landtages, dem er seit 1861 als Abgeordneter angehörte, doch nahm der Kräfteverfall immer mehr zu. Die geliebten historischen Studien vermochte der Kranke nicht mehr mit der gewohnten Ausdauer zu betreiben, ihm blieb jetzt nur noch die Lektüre; das Interesse für mährische Geschichte verließ ihn auch auf seinem Todesbette nicht und erlosch erst mit seinem letzten Atemzuge.

Durch alle historischen Arbeiten Peters v. Chlumecký geht ein bestimmter Zug: die Liebe zur Heimat. Der Erforschung ihrer Geschichte hatte er sein Leben geweiht, über diesen Rahmen hinaus schuf er nichts,

wollte oder konnte er vielleicht sogar nichts schaffen, aber auf dem beschränkten, selbstgewählten Gebiete war er vollständig zu Hause. Er kannte die Sittengeschichte Mährens und Böhmens wie kaum ein zweiter und schrieb auch seine Bücher immer im Hinblick auf dieselbe. Man muß Peter von Chlumecký daher in erster Linie als Kulturhistoriker schätzen.

Das Schicksal hatte ihm nur ein verhältnismäßig kurzes Wirken zugemessen und es war sein Verhängnis, daß er mitten im Schaffen abgerufen wurde und ihm nicht vergönnt war, sich als Historiker vollständig zu entfalten und auszuleben. Es war ihm nicht beschieden, die Früchte seiner Arbeit einzuheimsen, ja, der Tod des Meisters schien auch den Tod seines Hauptwerkes zu bedeuten. Seine hervorragendste Arbeit „Karl von Zierotin und seine Zeit“ ging trotz aller Vortrefflichkeit fast spurlos dahin und fand mit Ausnahme von Fachgelehrten wenige Leser und geringe Verbreitung. Das Werk wurde und wird zwar hie und da ehrenvoll genannt, doch nur wenige kennen es.

Die Bausteine, die Chlumecký zusammengetragen hat, sind zum Teil von Moos überwuchert, zum Teil haben sich andere Bauherren derselben zu ihren Bauten bemächtigt, ohne des Mannes zu gedenken, der sie so mühsam herbeischaffte. Darum ergreift den Epigonen, der das ehrliche Streben Chlumeckýs erkennt und würdigt, tiefe Wehmut, wenn er bedenkt, daß das Ringen und Mühen dieses hochbegabten Mannes nicht den vollen Preis erlangte, den es verdient.

---